

stirb doch

Der stirbt. Hat er mir nicht gesagt, aber ich weiß es. Gesagt hat er gar nichts. Er sagt nichts. Und als ich ihn fragte, was habt ihr denn so geredet, hat er gesagt, was man halt so redet. Was hat er erzählt, hab ich gefragt, ja was soll er denn erzählen, hat er gesagt. Was hast du denn erzählt, hab ich gefragt. Was man halt so erzählt. Was man so spricht miteinander. Was spricht man denn so mit einem, den man dreißig Jahre nicht gesehen hat, hab ich ihn gefragt. Da hab ich durchs Telefon gespürt, wie er die Augen verdreht, gehört, wie er kurz ausatmet. Immer meine lästigen Fragen. Ich weiß, das hat er gedacht. Stirbt er, hab ich gefragt. Jeder stirbt, hat er gesagt. Aber ist es schlimm, hab ich gefragt. Ja, hat er gesagt. Wirst du ihn wieder besuchen, hab ich gefragt. Ja, hat er gesagt. Warum, hab ich gefragt. Wirst dir auch überlegen müssen, ob du hinwillst, hat er gesagt. Was glaubst du, was ich tun soll, hab ich gefragt. Deine Sache, geht mich nichts an. Warum geht es dich nichts an, hab ich gefragt. Wieder das Augenverdrehen und hörbare Ausatmen, weil es mir egal ist, hat er gesagt. Ich weiß. Nein, werd nicht hingehen, hab ich gesagt. Ja, deine Sache, hat er gesagt und aufgelegt, wie er immer auflegt.

Nein, ich werde nicht hingehen. Zu ihm. Zu dem. Dem seine Schuld vergeben, ihm einen Abschied erlauben. Ich gebe ihm diesen Abschied nicht, reiche ihm nicht die Hand, gebe nicht meinen Hass aus der Hand, aus den Augen aus dem Sinn. Wasche ihm nicht die Schuld

von seinen Händen. Der hat mich nie an der Hand gehalten, nie hochgehalten, gegen die Nacht oder gegen das Gerede der Leute, gegen was auch immer. Halte mir die Hände vor die Augen, halte mir die Augen zu. Bin nicht da. Aus den Augen aus dem Sinn.

Bist damals gegangen, um alles hinter dir zu lassen. Die Frau, die Kinder, den Alkohol, das verschuldete Haus hinter dir gelassen und bist gegangen. Hast geglaubt, neu beginnen zu können. Hast gedacht, es ginge einfach. Es ging einfach. Hast dir die Vergangenheit wie mit einem Lauskamm aus den Haaren gekämmt.

Da ist er gegangen und hat ein neues Leben begonnen, sich eine neue Frau gefunden und neue Kinder gezeugt und sich die Vergangenheit wie mit einem Lauskamm aus den Haaren gekämmt.

Hat getan, als wäre nichts gewesen, hat vor den größer und größer werdenden Kindern seine Vergangenheit verheimlicht, als hätte es sie nie gegeben, als hätte es uns nie gegeben. Als hätte es mich nicht gegeben. Nicht gegeben. Hat sich uns abgeschüttelt. Sich unser entledigt. Und sich nicht umgedreht, so getan, als wäre nichts gewesen, als hätten wir an ihm keine Spuren hinterlassen, wir haben an ihm keine Spuren hinterlassen, ich habe an ihm keine Spuren hinterlassen. Spurlos. Als wäre nichts gewesen. Es ist nichts gewesen. Es ist nichts. Hat sich die Vergangenheit wie mit einem Lauskamm aus den Haaren gekämmt.

Wir sind über die tiefen Furchen seiner Spuren gestolpert. Er hat sich eingegraben in uns, und überall um uns seine

Spuren, seine Lücken, seine Gräben, in die wir hineinfielen und nicht ankamen. Nicht ankamen. Bodenlos.

Mir blieb beinahe nichts. Kleine Erinnerungen vielleicht. Wie nie passiert. Als wären sie geträumt, als hätte ich aufwachen können aus diesen Träumen und mir die Tränen aus dem Kindergesicht wischen. Und der Hass. Dachte, mit dem Hass blieben der Rücken gerade und die Augen groß. Könne niemand mich schlagen oder einen Karren an meine Schultern spannen. Dachte, der Hass mache mich größer und stärker. Dachte es.

Einmal. Er schaut mir beim Schreiben zu, mir Kind. Seltener Gast, wie ein Fremder. Ein Fremder. Ich sehe mir auch zu, wie meine rechte Hand mit diesem Bleistift schreibt, sie zittert ein bisschen, schreibt schlecht. Sehe, wie meine linke auf dem Heft liegt. Sie liegt, als würde sie hinzeigen auf die schreibende rechte, alle Finger der linken zeigen zu den schlecht geschriebenen Buchstaben. Als würde ich angeben wollen, schau, wie schön ich schon schreiben kann. Spüre mein Erröten über diese linke, angeberische Hand. Aber ich kann es nicht ändern, die linke nicht mehr normal hinlegen, es würde auffallen, ihm auffallen. Meine linke Körperhälfte wird starr und verkrampft sich, meine rechte Hand muss weiter schreiben. Er darf nicht merken, wie unangenehm mir meine linke Hand ist. Mein Rücken tut weh. Nicht verändern. Sein Blick hinter mir, auf mir, auf meinen Händen, auf meiner Unsicherheit. Hätte ich damals nur meinen Hass schon gehabt. Hätte ausspucken und ihn anblicken und ihn fragen können, was tust du da.

Einmal ein Zusammentreffen. Bei dem alten, verkommenen Baron Willi, kein echter Baron, hieß nur so oder nannte sich so. Dem alten Kleintierzüchter, bei dem die Meerschweinchen und Hasen frei herumliefen. Ich hatte eines von den Tieren gefangen, ich Elf- oder Zwölfjährige, lief stolz hin zum Willi, mit dem zappelnden beißenden Viech in den Händen, zu dem heruntergekommenen Holzverschlag, tapeziert mit hunderten Bildern von nackten Frauen, und dann du auf der Holztruhe, links neben der Tür, hast gewartet auf mich, gewartet darauf, mich zu überraschen, zu erschrecken, von hinten anzuspringen. Spürte von innen her mein Erröten, mein plötzliches Schwitzen, wie erwischt, ertappt. Sagte nichts, tat nichts, stand nur wie erstarrt da, an der Türschwelle. Kennst mich noch, fragtest du. Ich bohrte meine Finger in das Fell des kleinen Tieres, es strampelte vor Schmerz. Ich war stumm vor Schuld. Wusste nicht, wohin schauen, er sagte nichts mehr, sie sagten nichts, ich auch nicht. Ich Kind. Drehte mich um und lief weg. Warf das Tier irgendwohin, sah es nicht mehr verschwinden. Lief und lief, weinte und weinte. Warum, weiß ich nicht mehr, warum hätte ich nicht weinen sollen. Ich hatte damals meinen Hass noch nicht. War noch zu klein, um den Hass dagegen halten zu können, aber auch zu klein, um erschreckt und von hinten angesprungen zu werden. Konnte nur meinen Kopf einziehen und die Beine in die Hand nehmen. Konnte nur flüchten. Flüchtete vor dir und vor dem, wie ich mich dir gegenüber schuldig fühlte, flüchtete vor meiner Schuld, die in

Wahrheit deine war. Es war deine Schuld, die mich erröten und flüchten ließ, die mich dir gegenüber schuldig machte, mich anklagte, beschuldigte. Ich aß schon damals deine Schuld auf, stopfte sie in mich hinein und hielt sie für meine. Es war deine Schuld. Ich war deine Schuld.

Einmal versuchte er mit uns Kontakt aufzunehmen, Sommerferien, wir waren bei einer Verwandten zu Besuch, einige Tage Urlaub am See, wie jedes Jahr, zwei Kinder. Wir erfuhren erst wenige Minuten vor seinem Eintreffen davon, saßen im Zimmer, überlegten, wo uns verstecken, wie abhauen, das Fenster war vergittert, die Verstecke unter den Betten lächerlich. Wir mussten uns stellen. Er kam mit neuer Frau und erstem Kind, einem zarten, blonden, kränklichen Buben. Wir taten, als wäre alles normal, lächelten, waren errötet und unsicher, versuchten unschuldig zu tun, uns so zu geben, als hätten wir nichts getan. Wir hatten nichts getan. Ich hatte nichts getan. Aber ich hatte damals meinen Hass noch nicht, hatte noch nichts in der Hand gegen ihn, gegen den. Ich werde nicht kommen.

Für den Krebs kannst du nichts, so eine böse Krankheit, mitten im Leben, unschuldig getroffen, wie ein Mittenmandl, springst noch weg, und zack, getroffen, der bunte Krebsball, und die anderen kommen erschreckt her, um zu fragen, zu trösten, um sich schuldig zu fühlen, wollten wir nicht, entschuldige. Und du schaust ihnen ins Gesicht, mit dem Krebsball im Bauch, in den Augen, und sie stehen schuldig vor deiner Unschuld.